

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 118 (1992)
Heft: 40

Artikel: Das Cafe der toten Dichter gibt's überall
Autor: Maiwald, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-616798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter Maiwald

Das Cafe der toten Dichter gibt's überall

An Abenden, da der Welt nichts Besseres einfällt, das ist oft, suche ich das Cafe der toten Dichter auf, eine Lokalität, die es überall gibt, auch auf dem Lande, zu Wasser und in der Luft, und die wegen ihres Stimmenlärms, vermischt mit Gläserklirren, nicht zu verfehlen ist.

Meistens lässt sich schon beim Eintritt (es gilt, die Lektüre von zehn Gedichten vorzuweisen) erkennen, worum es geht, heute wieder einmal um den Sinn und Unsinn der Poesie, und ich setze mich an einen der hinteren Tische, wo sich das lebhaftes Geschehen der Toten besser beobachten lässt als mittendrin.

Natürlich sprechen alle durcheinander, und an sich widersprechenden Richtigkeiten herrscht kein Mangel. Wer zum ersten Mal da ist, mag alle Hoffnung auf Haltbarkeiten, Regeln, Gesetze, Rezepte und Gebrauchsanweisungen fahren lassen. Es ist, als setze sich das Sein der Poesie, das die Alten als eine «schöne Unordnung» beschrieben haben, im Bewusstsein der Poeten fort. In dieser Gesellschaft liegt man sich gern in den Haaren, um sie zu spalten oder gar unehrenhaft ganz abzuschneiden.

«Was ist ein Gedicht?» rief Karl Gutzkow in die Runde und gab sich, wie in diesem Kreise nicht anders zu erwarten, sogleich selbst die Antwort: «Ein Gedanke, der sich klar werden will.» «Ein Spiegel, in dem man sich selbst anschaut», ergänzte Georg Herwegh. «Ein Zustand der Geisteskindheit», höhnte Heine dazwi-

schen. «Der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes», dozierte Schiller ungerührt vom Gelächter, das unaufhörlich von einem Ecktisch herüberdrang, aber nicht ihm galt, sondern dem abwesenden Herrn von Goethe, den, so war zu vernehmen, ein Spottvers von Lenz verstimmt und vertrieben hatte. Später sollte es sich herausstellen, dass der Vers gar nicht von Lenz gewesen war, sondern dieser hatte nur eine Strophe aus Goethes Gedicht «Der Sänger» rezitiert, diese aber immer wieder und ohne Ende, was von den umstehenden Bürger, Büchner, Grabbe und dem jung verstorbenen Dichter Ronald M. Schernikau mit Gekicher und Gewieher, Gepruste und Gegluckse begleitet worden sei, was Goethe bei seinem Abgange zu der Bemerkung veranlasst haben soll, dass offenkundig homerisches Gelächter und homerisches Schreiben zweierlei sei.

«Die Poesie», meldete sich Friedrich Hebbel zu Wort, «soll das Menschenherz seiner schönsten, edelsten und erhabensten Gefühle teilhaftig machen.» Brecht, dem die Gefühlsgestimmtheit und Gefühlsbestimmtheit der meisten Beiträge gegen den Geist ging, drängte es nun doch zu einem seiner berühmten abschliessenden Sätze und er dekretierte: «Ist das lyrische Vorhaben ein glückliches, dann arbeiten Gefühl und Verstand völlig im Einklang. Sie rufen sich fröhlich zu: «Entscheide du!» Was Lenz unwiderruflich zu einer erneuten Re-

zitation der Goethe-Strophe veranlasste. Das Gelächter am Ecktisch war homerisch.

«Was ist ein Gedicht? Kann Kunst die Welt verändern? Welches ist die Natur des schöpferischen Akts? Ich weiss es nicht», sinnierte Enzensberger unverdrossen vor sich hin, als er es noch nicht wusste, änderte aber im Laufe des Abends seine Meinung und schrieb inmitten des Lärms und Geschreis unbeeindruckt ein Gedicht. «Lyrik ist überflüssig, unnütz, wirkungslos. Das legitimiert sie in einer utilitaristischen Welt», notierte derweil Günter Eich auf einem Blatt, zeigte es aber keinem. Dann rief er plötzlich und völlig unvermittelt: «Ein Gedicht hat etwas von der Absichtslosigkeit eines Naturphänomens» in den Raum, was den Dichter Schernikau, weil es ihm nicht genug war, nicht ruhen liess, so dass er aufstand und in Eichs Richtung behauptete: «Wer es schafft, die noch nicht Toten daran zu erinnern, dass sie leben wollen, der macht Kunst.»

Zu später Stunde sah man dann Brecht und Benn zusammensitzen und melancholisch über die Wirkung von Gedichten reden. «Damit», sagte Brecht trotzig, «ist man aber ein besserer Mensch geworden, ein genussfähiger, feiner empfindender Mensch, und dies wird sich wohl irgendwie und irgendwann und irgendwo zeigen.» Benn verzog den Mund, räumte aber nach einer Pause dann doch ein, dass die Poesie «auf entsprechend Eingestellte als Zauber wirkt und sie befähigt, diesen Zauber weiterzugeben». «Heroen», murmelte Novalis dunkel, «das Gedicht macht Heroen», wobei nicht auszumachen war, ob die Dunkelheit von seinem Murmeln oder von seinem Satz rührte.

Ich verliess das Cafe in dem Moment, da die Poesieverwirrung der Dichter babylonisch und ihre Verbrüderung olympisch zu werden drohte.

